

Berichte

Der 12. Deutsche Soziologentag und die 3. Anthropologisch-soziologische Konferenz vom 15. bis 17. Oktober 1954 in Heidelberg

Zum zweiten Male, nach fast genau dreißig Jahren, veranstaltete die Deutsche Gesellschaft für Soziologie ihren Soziologentag in der alten deutschen Universitätsstadt Heidelberg. Damals war es die vierte Zusammenkunft gewesen; diesmal traf man sich zum zwölften Male. Ist es verwunderlich, daß sich die Frage aufdrängte, was sich in den verflossenen drei Jahrzehnten in der soziologischen Wissenschaft und im besonderen in der deutschen Soziologie vollzogen hat?

Mögen auch drei Dezennien im Leben einer wissenschaftlichen Disziplin im allgemeinen keine sehr große Spanne sein, so ist es doch in diesem Falle anders; die zwanziger Jahre brachten der Disziplin Soziologie manche Fortschritte bei ihren Bemühungen um die Erringung einer festen Position im akademischen Unterrichtswesen. Zu Anfang der dreißiger Jahre war ein in mancher Hinsicht bedeutsamer Stand erreicht; dann kam der scharfe Rückschlag, der zu einer Isolierung und Abdrängung vieler Soziologen führte und manche errungene Stellung wieder aufhob. Nach der Beendigung des zweiten Weltkrieges sah sich die deutsche Soziologie um Jahrzehnte zurückgeworfen. Und heute schließlich ist sicherlich bereits manches wiedererstanden oder neugeschaffen; aber vieles bleibt noch zu tun.

Wie aber, muß weiter gefragt werden, ist die Entwicklung der Forschungsarbeiten der deutschen soziologischen Wissenschaft gelaufen? Mit dieser Frage beschäftigte sich in seiner Eröffnungsrede der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Leopold von Wiese. Die Kennzeichnung dieses Entwicklungsganges sei in seinen eigenen Worten wiedergegeben: „Noch 1924 herrschte ein Übermaß von Prinzipienerründung, von überempirischer Theorie, ja Spekulation, so daß es notwendig war, zu mahnen, daß Soziologie vor allem das Feld der Beobachtung des praktischen sozialen Lebens sei, daß man Tatsachen sammeln, sichten und möglichst quantifizieren müsse . . . Heute scheinen mir die entgegengesetzten Forderungen nahezu liegen. Vor allem die Mahnung: Vergessen wir nicht über dem

Bemühen, nach amerikanischen Methoden zu arbeiten, unsere eigene Tradition, setzen wir das Werk unserer großen Denker: Toennies, Max und Alfred Weber, Sombart, Simmel und noch älterer, wie Lorenz von Stein und Alfred Schäffle fort. Bleiben wir vor allem selbständig denkende, den Wert der Idee hochhaltende, das Begriffliche nicht vernachlässigende Forscher.“ Weiter wies von Wiese noch auf die Bedeutung der individuellen Forschungsarbeit hin, die heute zu sehr durch die Kollektiv-Arbeit verdrängt werde. Auch beklagte er, daß die Erinnerung an die eigene wissenschaftliche Tradition verkümmere; manches werde heute als neu ausgegeben, was altes Herkommen sei.

Nach ihm begrüßte Alfred Weber die Versammlung, so wie er es vor dreißig Jahren auch schon getan hatte. In seinen Ausführungen freilich klang auch manches, als habe die deutsche Soziologie in diesen dreißig Jahren kaum einen Schritt vorwärts getan. So sagte er: „Nach unserer Auffassung hier in Heidelberg — und das ist die alte Auffassung der deutschen Soziologie — ist Soziologie in erster Linie eine Art der Fragestellung — man kann auch sagen: sie ist in erster Linie eine Methode, die Dinge anzusehen. Eine Methode, die infolgedessen universell ist, auf alle Objekte angewendet werden kann. Natürlich auf Gebiete, die von wissenschaftlicher Behandlung bisher frei geblieben sind; aber auch auf alle Dinge, die schon behandelt sind, in anderen Disziplinen schon durchgearbeitet sind und nun unter einem neuen Aspekt gesehen werden, dem soziologischen Aspekt, d. h. der Eingliederung des Gegenstandes in die strukturell-dynamische Daseinsanalyse.“

Eine Gefahr scheint sich mir hier drohend aufzutun, daß nämlich aus der „universellen Methode“ recht bald ein handfester Soziologismus sich entwickeln wird. Ein soziologischer Aspekt, der doch hier offensichtlich als einzige Schauweise der „strukturell-dynamischen Daseinsanalyse“ gesetzt wird, muß notwendigerweise zu Prioritätsansprüchen bei der Betrachtung der Abläufe in allen Bereichen („universell“!) des Daseins führen, und damit wäre der Soziologismus da.

Doch noch ein zweiter Punkt fordert Widerspruch heraus: „Soziologie in erster Linie als Methode“ zu sehen, heißt gleichzeitig ihren Charakter als wissenschaftliche Disziplin übersehen oder gar verneinen; denn Soziologie als wissenschaftliches Fach und als Methode erscheint mir eine nicht mögliche Art von Doppelcharakter. Es fällt schwer, zu glauben, daß Alfred Weber den Charakter und Status der Soziologie als einer wissenschaftlichen Disziplin hat übersehen oder gar verneinen wollen. Wie aber sollte man sonst seine Worte verstehen?

Das erste Hauptthema des Soziologentages hieß „Das Ideologie-Problem“. Seiner Behandlung waren gewidmet zwei Referate und eine

als Rundtafelgespräch sich abspielende Diskussion, die beide mehrere Stunden beanspruchten.

Die beiden Referenten, Theodor W. Adorno, Frankfurt a. M., und Arnold Hauser, Leeds, versuchten, jeder auf seine Weise, eine zeit- und sozialstrukturelle Gebundenheit der Ideologien herauszuschälen. Adorno exemplifizierte dies durch die Aufweisung einer, seiner Meinung nach vorhandenen Wesensidentität von Ideologie und Bürgerlichkeit, Hauser holte seine Beispiele aus der Kunstgeschichte (sein Referat stand unter dem speziellen Titel „Der Begriff der Ideologie in der Kunstgeschichte“). Für Adorno hier einige charakteristische Sätze: „. . . Insofern die Frage nach dem materiellen Lebensprozeß der Gesellschaft noch nicht aufkommt, hat in all jenen aufklärerischen Lehren die Befassung mit der Ideologie ihren besonderen Rang: man glaubt, es genüge, das Bewußtsein in Ordnung zu bringen, um die Gesellschaft in Ordnung zu bringen. Nicht bloß dieser Glaube aber ist bürgerlich, sondern das Wesen von Ideologie selbst. Als objektiv notwendiges und zugleich falsches Bewußtsein, als Verschränkung des Wahren und Unwahren . . . gehört Ideologie, wenn nicht bloß der modernen, so jedenfalls einer entfalteten städtischen Marktwirtschaft an.“

Bei Hauser heißt es: „Von der in soziologischer Hinsicht so gut wie vollkommen indifferenten Mathematik . . . bis zur Kunst, die fast keinen Zug aufweist, der nicht zeitgeschichtlich und sozial deutbar wäre, bilden die verschiedenen Kulturgebilde eine nach dem Grade ihrer ideologischen Saturiertheit vielfach abgestufte Reihe. In dieser Rangordnung steht die Kunst in der nächsten Nähe zur gesellschaftlichen Wirklichkeit und im weitesten Abstand von der Idee einer zeitlosen Geltung. Sie richtet sich jedenfalls viel ungehemmter und unumwundener auf soziale Lebensziele, ist viel unverhohlener und unverkennbarer ideologische Waffe, Panegyrikus oder Propaganda, als die objektiven Wissenschaften. Daß die soziale Tendenz, in deren Dienst sie steht, trotzdem nicht ganz unverhüllt und unsublimiert hervortreten kann, gehört zur Natur der ideologischen Ausdrucksweise, die, um ihr Ziel zu erreichen, das Kind nicht beim rechten Namen nennen darf.“

Das Rundtafelgespräch hatte in beiden Referaten eine solche Menge an Diskussionsstoff, daß manches Einzelthema nur gestreift werden konnte. Ein Brennpunkt des Gesprächs bildete sich um den Fragenkomplex, inwieweit der Ideologiebegriff ausgedehnt werden könne, ohne daß er selbst „zur Ideologie“ werde. Vor allem Alfred Weber wies darauf hin, man müsse stets daran denken, daß jeder Ideologie eine Idee zugrunde liege, die durch und in einer bestimmten Konstel-

lation verfälscht werden könne. Mithin könne jede Idee zur Ideologie pervertiert werden, ohne daß deshalb eine gesellschaftliche Gebundenheit bestehen müsse. Eine Einengung der Anwendbarkeit des Ideologiebegriffes wurde schließlich dadurch erreicht, daß Adorno ihn als „kritisches Organ“ verstanden wissen wollte, das ermögliche, die Verzerrung des Bewußtseins zu entwirren und somit zu einer „kritischen Theorie der Gesellschaft“ gehöre.

Das zweite Hauptthema war kurz und bündig gestellt: Die freien Berufe. Auch hier sprachen zwei Redner: der erste, ein freier Schriftsteller, R. J. H u m m aus Zürich. In geist- und humorvollen Reflektionen stellte er sein Werden und Leben dar und es wurde wohl sehr vielen Zuhörern erst einige Zeit nach seinem Vortrage recht klar, wie viel generalisierbares und allgemeingültiges Material in seinen Worten gesteckt hatte. Das, was Humm indirekt über Weltbürgertum und nationale Verwurzelung aussagte, hat sicherlich nicht nur für ihn als einem besonderen Falle (er ist sozusagen fünfsprachig aufgewachsen) Geltung.

Der zweite Referent, Jürgen v o n K e m p s k i, Hembsen, sprach mit nicht wenig Schärfe und bitterem Sarkasmus über die Situation des freiberuflichen Gelehrten in der Bundesrepublik. Dabei sprach er eingehend und eindringlich über die Haltung der Universitäten und Akademien, über die staatlichen Instanzen und die Wissenschaftsorganisation. Standen zwar der Privatgelehrte und der Privatdozent im Vordergrund seiner Betrachtungen, so faßte er doch zum Schlusse die gesamte Gruppe der im Bereiche der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur freiberuflich Tätigen zusammen. Von ihnen sagte er: „Was . . . erreicht werden kann und erreicht werden sollte, ist die Verbesserung der Chancen für die schöpferische Persönlichkeit in Wissenschaft, Kunst und Literatur, und das bedeutet im Hinblick auf unsere Sozialstruktur die Offenhaltung des beruflichen Feldes, auch und gerade auf den höheren Ebenen, der Widerstand gegen die Tendenz zum closed job, zur Normierung des Lebenslaufes. Die Konzentrierung der Finanzkraft beim Staate legt diesem die Verpflichtung auf, das Mäzenatentum zu üben, das dem Geiste den Markt ersetzt, den er nicht hat und weithin nicht haben kann. Aber auch dieses darf und kann nur Chance sein — keine Versorgungsberechtigung. Denn sonst wäre der freie Beruf kein freier mehr, und die Unfreiheit der Wissenschaften und Künste ist schon dort eingetreten, wo ihre Freiheit nur noch gewährte Gnade ist . . .“

Bundespräsident Professor H e u s s, der den Verhandlungen des ersten Tages beiwohnte, nahm als erster Diskussionsredner das Wort, nicht in seiner amtlichen Eigenschaft, wie er hervorhob, sondern als einer, der in seinem Leben „durch all die Jahre im freien Beruf ge-

standen hat“. Zwei Punkte hob er als wesentlich vor allem heraus: Einmal gelte es zwischen den Partnern — hier die freiberuflich Tätigen und dort etwa die Verleger, Redakteure usw. — die Usancen zu überprüfen und bei allen Beteiligten „ein Gefühl der Verantwortung für den Partner zur Standespflicht“ zu machen. Es sei die Aufgabe, „eine Atmosphäre geistiger Solidarität neu zu schaffen“.

Dann galt sein Beitrag dem Hinweis auf die Schrumpfung des privaten Mäzenatentums, ein Vorgang, der den öffentlichen Organen eine starke Verantwortung auferlege. „Es haben sich“, so sagte der Bundespräsident hierzu, „in den letzten Jahren . . . Formen gefunden, der für den geistigen Ausdruck der Nation so wichtigen Gruppe der freien Berufe Chancen der Entwicklung zu erneuern. Etwa in dem Kulturkreis des Bundesverbandes der deutschen Industrie hat sich ein gruppenmäßiges Mäzenatentum herausgebildet . . . Jenes alte Mäzenatentum ist damit noch nicht vollwertig ersetzt. Da müssen wir uns noch etwas gedulden. Aber wir spüren, wie allein von diesem Aufruf aus auch individuelle Mitverantwortung lebendig gemacht wurde.“

In einer Reihe weiterer Diskussionsbeiträge wurden noch manche Ergänzungen und Hinweise gegeben. Aber es waren meist mehr Anregungen als tatsächliche Möglichkeiten.

Die mit dem Soziologentag verknüpfte 3. Anthropologisch-soziologische Konferenz hatte sich diesmal das Thema „Das Kind“ gestellt. Zehn Referenten trugen aus der Sicht ihrer eigenen Disziplin eine Fülle von Material zusammen, wobei diesmal — mehr als bei den beiden vorhergegangenen Konferenzen — eine sehr straffe und prägnante Darstellung bei fast allen Vortragenden vorherrschte.

Es ist nicht möglich, hier auch nur andeutungsweise auf den Inhalt dieser Beiträge einzugehen, doch kann und muß gesagt werden — ebenfalls in Abweichung von den beiden vorhergegangenen Zusammenkünften —, daß diesmal die Geschlossenheit der zehn Referate intensiver war. Vor allem die drei ersten Vorträge: Adolf P o r t m a n n (Basel) vom Standpunkte der Anthropologie, C. B e n n h o l d t - T h o m s e n (Köln) als Pädiater und Wilhelm M ü h l m a n n (Mainz) vom Standpunkte der Ethnologie gaben eine solch breite und gleichzeitig eng verbundene Grundlage, daß die folgenden Referate sich geradezu wie in einen vorbereiteten Kreis eingliederten.

Annemarie S ä n g e r (Heidelberg) vertrat die Entwicklungspsychologie; Theodor S c h a r m a n n (Bonn) sprach vom Standpunkte der Sozial- und Berufspsychologie und Wilhelm L a i b l i n (Stuttgart) aus psychotherapeutischer Sicht. Auch hier wiederum eine Dreiergruppe eng benachbarter Beiträge.

J. P. R u p p e r t (Jugenheim) brachte die pädagogische Seite der Problematik; K. L ü c k e n (Marburg) sprach für die Rechtswissen-

schaft; Roderich von Ungern-Sternberg (Kirchzarten) legte den Standpunkt der Bevölkerungspolitik dar und den Abschluß bildete der Beitrag des Theologen Gilbert Corman O. P. (Dortmund).

Nur wenige Diskussionsbeiträge schlossen sich diesen Referaten an. Vielleicht war der dargebrachte Stoff zu groß und zu breit gewesen, als daß der eine oder andere noch hätte weiteres beisteuern können; vielleicht aber auch hätte es den Eindruck einer so umfangreichen Gesamtschau nur gestört, wenn nun etwa sich eine Diskussion an einzelnen Teilproblemen entzündet hätte.

Ein Zeitungskritiker hat inzwischen moniert, es sei keine abschließende und zusammenfassende Synthese versucht worden. Wie hätte diese Synthese aussehen sollen? Eine weitere Konzentration der vielen hier dargebotenen Konzentrate? Denn das waren die Referate. Mir will scheinen, als seien diese Stunden eine Synthese in sich selbst gewesen, wie sie eindrucksvoller kaum hätte ausfallen können.

Das, was hier als „Bericht“ gegeben werden konnte, waren einige dürftige Schlaglichter auf drei Verhandlungstage, die so übervoll (dem einen oder anderen mag es gar zu viel gewesen sein) waren von wissenschaftlichen Darbietungen und Gesprächen, daß jede „Zusammenfassung“ des Gebotenen wie auch seine Kritik auf knappem Raume ein kaum mögliches Unterfangen erscheinen muß. Es soll deshalb auch hier ausgesprochen werden — und der Referent glaubt, daß er bei dieser seiner Meinung nicht ganz allein steht —, daß mancher Kritiker einer solchen Veranstaltung gut daran täte, mehr Darstellung und weniger sogenannte „Kritik“ zu geben; denn kritisieren heißt nicht, in drei oder vier Sätzen ein Urteil fällen, wobei das im Negativen ebenso wie im Positiven verwerflich erscheint. Kritisieren heißt vielmehr, aus der Interpretation des Dargebrachten heraus und über den Weg des Vergleiches zu Urteilen kommen.

Noch ein letztes bliebe zu den Tagungsteilnehmern und über den Tagungsort zu sagen. Mehr als dreihundert Teilnehmer waren in Heidelberg zusammengelassen; es waren gewiß keine leichten Anforderungen, die während der drei Tage an die Hörer gestellt wurden, aber die im wahren Sinne „heidelbergische“ Umgebung und Atmosphäre des Tagungsortes am Neckarufer werden diese sonnigen Herbsttage bei wohl allen Anwesenden zu einem mehr als nur im engen Sinne wissenschaftlichen Gewinn haben werden lassen.

K. G. Specht - Köln